

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 207.

Posen, den 9. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
Schluß. (Nachdruck verboten.)

Wie er es erwartet hatte, war dieses Zimmer mit dem andern durch eine geschlossene Flügel Tür verbunden. Die Stimmen waren jetzt deutlicher, aber noch immer nicht zu unterscheiden. Er befand sich in einem kleinen Wohnzimmer, das gut aber nicht luxuriös möbliert war. Hohe französische Fenster führten auf eine Veranda und, was noch wichtiger war, an beiden Seiten dieser Fenster hingen lange Samtvorhänge, die nötigenfalls als Versteck dienen konnten. Er hörte nun, daß die Tür des Nebenzimmers geöffnet wurde und daß die Stimmen über den Gang hin verflangen. Dann bewegte sich die Klinke seiner eigenen Tür. Er hatte gerade noch Zeit, hinter den Vorhang zu schlüpfen, bevor jemand ins Zimmer trat. Es war eine Frau. Bei dem Klang ihrer Stimme wäre er fast in die Höhe gefahren. Sie sprach zu jemandem, der auf dem Gang stand.

„Er ist jetzt auf sein Zimmer gegangen,“ sagte sie. „Frühstücken Sie nur jetzt. Er wird Sie wohl heute vormittag noch nach Monte Carlo schicken.“

„Bei Tage?“ fragte die Person, zu der die Frau sprach, und auch diese Stimme erkannte Timothy.

„Mit der Brille wird er Sie nicht erkennen. Außer dem hatten Sie einen Schnurrbart, als er Sie zum letzten Male sah.“

Der Mann auf dem Gang murmelte etwas, und Timothy hörte, daß die Tür des Zimmers geschlossen wurde. An der leeren Wand des Zimmers stand ein Schreibtisch, den er vorher nicht bemerkt hatte, und auf diesen ging die Frau zu. Er hörte ihre Feder über das Papier krachen — da trat er aus seinem Versteck heraus. Sie wandte ihm den Rücken zu und bemerkte ihn nicht, bis sein Schatten über den Tisch fiel. Da sprang sie mit einem Schrei in die Höhe.

„Guten Morgen, Lady Maxell,“ begrüßte Timothy sie. „Sadie Maxell war so weiß wie das Papier, auf dem sie geschrieben hatte.“

„Wie sind Sie hier hereingekommen?“

Timothy antwortete nicht. Er ging durch das Zimmer, bis er zwischen der Frau und der Tür stand.

„Wo ist Cartwright?“

„Cartwright?“ wiederholte sie, „was wollen Sie denn von ihm?“

„Mäßigen Sie bitte Ihre Stimme,“ sagte Timothy scharf. „In welchem Verhältnis stehen Sie zu Cartwright?“

Sie nekte ihre trockenen Lippen, ehe sie sprach.

„Ich heiratete Cartwright oder Benson in Paris — vor Jahren.“

Timothy trat einen Schritt zurück.

„Sie waren mit ihm verheiratet?! Dann allerdings ist Ihre Flucht begreiflich!“

Sie blickte ihn ruhig an.

„Wenn etwas daran zu begreifen ist — ja. Was wollen Sie jetzt tun?“

„Ich werde mir mal den Mann ansehen, den Sie da oben haben, diesen verkleideten Mauren, der vor einer halben Stunde ins Haus kam. Und ich werde ihn der Gerechtigkeit überliefern.“

Ehe er wußte, was geschah, hatte sie ihn mit beiden Händen am Rock gepackt.

„Sie werden nichts derartiges tun, mein Herr „Trau-Allen-Chancen“ Anderson,“ schrie sie durch die Zähne, und ihre Stimme zitterte vor Erregung. „Früher habe ich ihn gehaßt, aber damals kannte ich ihn noch nicht. Lieber will ich Sie tot am Boden sehen, so wie der andere sterben mußte, ehe ich zulassen werde, daß Sie ihm noch mehr Leid zufügen.“

„Lassen Sie mich los.“ Timothy versuchte, sich loszureißen.

„Sie werden dieses Haus verlassen und vergessen, daß Sie jemals hier gewesen sind. Oh, Sie Narr, Sie!“

Er hatte sich ihr entwunden und stieß sie zurück.

„Ich habe Ihrem Freund ein paar Worte zu sagen, und ich glaube, es ist besser, Sie bleiben unterdessen hier. Ich hasse es, Familienstreitigkeiten vor anderen auszumachen.“

Er hatte nicht gehört, daß die Tür hinter ihm sich geöffnet hatte, und erst das laute Geräusch des eisenbeschlagenen Stodes gab ihm ein warnendes Signal. Er traf ihn nicht direkt auf den Kopf, wie es beabsichtigt war — der Schlag streifte ihn nur und warf ihn auf die Knie. Er wandte das Gesicht seinem Angreifer zu. Er wußte, daß es Brown war, schon ehe der Schlag gefallen war.

„Soll ich ihn nieder schlagen?“ sagte eine Stimme, und der Stod flog wieder in die Höhe.

„Nein, nein!“ schrie die Frau. „Um Gotteswillen, nein!“

In diesem Augenblick rückte Timothy auf seinen Gegner los. Brown versuchte noch einmal zu schlagen, aber es war zu spät. Er flog mit einem Krach auf den Fußboden und stieß mit dem Kopf gegen die Wand. Er machte noch einen Ruck, um sich zu erheben, brach dann aber mit einem Aechzen zusammen.

Timothy stand auf, schüttelte sich und rieb sich die verletzte Schulter. Er sprach kein Wort. Nur einen wütenden Blick warf er auf die Frau. Dann schritt er zur Tür und warf sie ihr vor der Nase zu. Sein Kopf brummte, als er die Treppe hinaufging, und er taumelte bei jedem Schritt. Auf dem oberen, breiten Treppenaufsatz befanden sich drei Türen. Nur eine davon war geschlossen. Timothy drückte die Klinke nieder und trat ein.

Ein Mann stand an dem Fenster, das über die ruhige Weite des Ozeans hinweg sah, der im Lichte der aufgehenden Sonne schimmerte. Von den Schultern bis zu den Füßen war er mit einem langen, weißen Mantel bekleidet, und um seinen Kopf schlang sich ein dunkler, blauer Turban.

„Jetzt, Cartwright,“ rief Timothy, „jetzt werden wir abrechnen miteinander.“

Der Mann hatte sich beim Klang seiner Stimme nicht gerührt. Erst als Timothy geendet hatte, drehte er sich um.

„Mein Gott!“ schrie Timothy auf. „Sir John Maxwell!“

XXI.

„Timothy,“ flüsterte Mary, „ich habe eben gerade an das schöne Haus gedacht, das du mir auf Cap Martin gezeigt hast.“

„Wirklich, Liebling?“ Timothy zeigte kein besonderes Interesse.

Sie befanden sich auf der Ueberfahrt über den Kanal, Boulogne lag hinter ihnen.

„Ja,“ fuhr das Mädchen fort. „Weißt du, ich hatte so ein Gefühl, als ob du mich dorthin gebracht hättest, um mich jemandem zu zeigen, vielleicht einem deiner Freunde. Die ganze Zeit, die ich im Garten spazieren ging, hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Es war nicht weiter unangenehm, nur so eine Empfindung, angesehen zu werden, wie man sie manchmal hat. Ich liebe Monte Carlo. Meinst du nicht, daß wir wieder einmal hingehen werden, nach — nach —“

„Sehr wahrscheinlich,“ sagte Timothy abwesend.

Sie stand auf und ging das Deck entlang, um einen vorüberfahrenden Torpedobootzerstörer zu beobachten. Timothy zog einen Brief aus der Tasche und las ihn vielleicht zum zwanzigsten Male. Er war undatiert und lautete:

„Mein lieber Anderson, ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für Ihre Güte bin und für das große, edle Mitgefühl, das Sie mir bewiesen haben. Ich bin so froh, daß Sie mich Mary haben sehen lassen, denn ich hungerte förmlich nach dem Anblick des Kindes. Bitte, vergeben Sie Sadie. Sie handelte ohne mein Wissen, aber, wie sie meinte, zu meinem Besten, als sie versuchte, Sie von Monte Carlo fernzuhalten. Sie wollte mir Marys Anblick verschaffen.“

Ja, ich tötete Cartwright, aber ich erschöpfte ihn in Notwehr. Seine Leiche liegt auf dem Grunde eines unbenutzten Brunnens im Garten meines Hauses. Es ist völlig wahr, daß ich Geschäfte mit ihm gemacht habe, daß ich an seinem maurischen Syndikat beteiligt und schwer darin verwickelt war. Ich bin so tief hineingeraten und war so nahe am Ruin, daß ich, durch Berichte über Sadies Vermögen getäuscht, ihre Bekanntschaft machte und sie heiratete. Während des ver-

gangenen Jahres habe ich nie aufgehört, Gott dafür zu danken, denn sie ist mir die treueste Gefährtin und Freundin gewesen, die ein Mann sich wünschen kann.

Ich war es selbst, der den Schuß durch sein eigenes Fenster feuerte. Ich wollte vor Cartwright fliehen und so im voraus einen Beweis gegen ihn schaffen — Gott möge mir verzeihen. Sadie ahnte alles, und als sie mich im Garten beobachtete, wie ich aus dem Brunnen den Beutel herauszog, der die Belege dafür enthielt, daß Cartwrights Anklage gegen mich nicht gänzlich falsch war — da wußte sie, daß das Ende nahe sei.

Ich bin völlig glücklich. Die meiste Zeit verbringe ich damit, meine Besitztümer in Marokko zu verwalten, unter dem Schutz von El Mograb, einem alten, maurischen Freund von mir, dem ich als Kronprätendenten große Hilfe geleistet habe. Sechs Monate im Jahr bringe ich bei Sadie zu, denn Sadie lebt entweder an der Riviera oder in Cadix, und beides kann ich mit meiner gemieteten Yacht leicht erreichen. Ich glaube, es ist das Beste für alle Beteiligten, und besonders für unsere liebe Mary, wenn ich weiter als tot gelte. Eines Tages mag man die ganze Geschichte erzählen, aber es würde niemandem damit gedient sein, sie heute öffentlich zu bekennen. Die Karte mit der Botschaft war für Mary bestimmt — aber ich bin froh, daß sie in Ihre Hände fiel. Sie haben es erraten — ich war es, der Marys Geld in Ihr Zimmer warf — ich wagte es nicht, es ihr mit der Post zu schicken, aus Angst, mich durch meine Handschrift zu verraten, und ich wußte, daß es bei Ihnen sicher ist. Gott segne Euch beide, und gebe Euch Glück und Wohlergehen; ich hoffe, daß alle meine Habe, die ich Euch eines Tages hinterlassen werde, dazu beitragen wird.“

Timothy faltete den Brief zusammen und wollte ihn wieder in die Tasche stecken. Dann aber änderte er seine Absicht und nahm ihn heraus. Er las ihn noch einmal, riß ihn in kleine Stücke und warf diese über Bord.

Dann trat er zu seiner Frau, die er in Paris geheiratet hatte — sehr gegen den Wunsch der empörten Frau Kenfrew, die aber nichtsdestoweniger dieses Ereignis in einem Artikel, den sie für den „Bather Provin-Boten“ schrieb, „eine artige Romanze“ nannte.

Die Rache.

Von Anna Elisabeth Weirauch.

„Ihnen, Herrmann, möchte ich diese Geschichte erzählen, diese Geschichte, die ich so schön und so traurig finde, — so wunderschön wie ein altes Märchen und so grenzenlos traurig wie das Leben selbst.“

Entsinnen Sie sich noch, welche seltsame, wichtige und unheimliche Rolle der alte Gottschalk in unserer Kinderphantasie spielte? Entsinnen Sie sich noch, daß die mutigsten von uns manchmal von der Schule den Umweg durch die Rosengasse machten — sehr laut und tollkühn die ersten tausend Schritte und immer stiller und vorsichtiger und schließlich auf Zehenspitzen an dem hohen, schmalen, dunklen Haus vorbeischiebend — beherrscht von einer seltsamen Empfindung, die nicht Furcht und noch viel weniger Ehrfurcht war.

„Der alte Wucherer“ sagten die Leute in der Stadt, wenn sie vom alten Gottschalk sprachen; und keiner, der dabei nicht das Gesicht wie in Haß verzerrte.

Gut. Das war etwas, womit selbst wir Kinder einen richtigen Begriff verbanden. Was ein Wucherer war, das hatten wir gehört, und wir sahen im Geist den alten Gottschalk mit gierigen Händen in den Goldstücken wühlen, die er den Witwen und Waisen genommen hatte.

Aber mein lustiger, junger Onkel Paul nannte ihn einen „Arabattenmacher“. Und seitdem, wenn ich durch die Rosengasse schlich und zu den schmalen Fenstern hinüberspähte, die aus sahen wie die Wände vom Fliegenstank in Mutters Speisekammer, weil sie mit feinmaschigem, dunkelgrünem Drahtgeseht bekleidet waren — dann dachte ich: Aha! Dahinter sitzt er nun — und näht Arabatten!

Und die Straßentafel, dieses entsetzliche rotbraune Haus mit den vergitterten Fenstern, das etwas erhöht und etwas außerhalb der Stadt lag, hatte einen neuerschauerlichen Reiz für mich, als

ich hörte, der alte Gottschalk wäre ein paarmal dicht am Ruchthaus vorbeigeschlüpft. Wenn ich zu dem unheimlichen Haus hinauf sah, sah ich immer den Alten an den häßlichen Mauern vorbeischlüpfen, und zwar merkwürdigerweise immer im tiefsten Reglige, im Nachthemd und mit der Schlafmütze, weil sich diese Bekleidung irgendwie in meiner Vorstellung mit dem Begriff des „Schlüpfens“ verband.

Das Schlimmste aber war, daß ich einmal jemanden den alten Gottschalk einen Halsabschneider nennen hörte. Wenn ich seitdem seine Hände sah — hagere Hände, mit rötlichen Haaren bedeckt, mit langen, gelben, stumpfen Nägeln — dann sah ich sie immer um ein scharfes Messer sich krallen, überwunden von dem roten Blut, das aus weißen, durchschnittenen Adern strömte. Solcherart war der Ruf, dessen sich der alte Gottschalk in der Stadt im allgemeinen und insbesondere in unsern Knabenköpfen erfreute.

Und dann kam ein Sohn zu uns auf die Schule. Der alte Gottschalk hatte es zu einem ganz stattlichen Vermögen gebracht und konnte es sich leisten, seinen Einzigen etwas lernen zu lassen.

Und so sah er also zwischen uns, schmal und immer etwas zusammengekrümmt, mit dem blassen, sommerprossigen Teint der Rothaarigen, den er von seinem Vater geerbt hatte und der gar nicht zu seinen tolschwarzen Locken paßte, mit kurz-sichtigen Augen, deren Farbe niemand ergründen konnte, weil er die leicht geröteten, leicht geschwollenen Lider immer so zusammen preßte, daß nur ein schmaler Spalt frei blieb, hinter dem manchmal seltsame goldgrüne Lichter aufblitzten.

So sah er also zwischen uns. Und wer neben ihm saß, der rückte ein Stückchen weg. Nicht etwa, daß er schmierig und ungepflegt gewesen wäre. Im Gegenteil — hatte sich der Alte mit einer gewissen schäbigen Eleganz gekleidet, so trau sich der Junge

vollends wie ein kleiner Kavallerier. Aber gerade das reizte unsern Sak.

Ja, wärs ein geduckter, bescheidener Junge gewesen, der uns durch seine Art und Weise für den Auf seines Vaters um Verzeihung gebeten hätte — aber er war weder gedrückt und kriecherisch, noch laut und prozig. Er war ruhig und selbstsicher und, was wir ihm am wenigsten verzeihen konnten, uns allen überlegen. Er zog seine goldene Uhr mit der gleichen selbstverständlichen Unauffälligkeit, mit der er seine stets mit einer 1 zensierte Mathematikarbeit aus den Händen des Lehrers zurücknahm.

Aber dieser Junge, der eine weit über sein und unser Alter hinausgehende Reife besaß, hatte eine Achillesferse, — einen Punkt, in dem er verwundbar war. Nicht etwa sein Vater — oh nein! Er hatte großen Respekt vor der Fähigkeit seines Vaters, so mafe money, und ein herablassendes Mitleid, weil der Alte nicht verstand, das reichlich Erworbene stillgerecht auszugeben.

Aber er hatte eine stille, tiefe und unglückliche Liebe. Und wissen Sie, Herrmann, wenn diese Liebe galt? Dem kleinen Detlev von Frankenstein, dieser blondblonden Verkörperung des alten Siegfried-Ideals.

Bei jeder Pauerei, beim Turnen und Wettlaufen und Schwimmen war er der erste, und wenn er auf seinem kleinen weißen Pferdchen durch Straßen und Alleen jagte, erschienen er uns völlig wie ein junger Gott. — Siegfried! Er war es — der andere aber hieß so. Und der schmächtige, schwarze Siegfried mit den flugblitzenden, kurzichtigen Augen liebte den hochmütigen, blonden kleinen Junker — und der schüttelte diese Liebe von sich wie ekelhaftes Geschmeiß.

So weit ist es eine sehr alltägliche Geschichte. Und ich würde mich dieser Knabenliebe und des alten Gottschalk kaum so deutlich entsinnen, wenn ich nicht jetzt nach Jahrzehnten den Ausgang mit erlebt hätte.

Jetzt kommt nämlich das ganz Märchenhafte.

Der einzige Sohn und Erbe des alten Gottschalk ist ein schwerreicher Mann geworden. Er hat eine Villa in der Tiergartenstraße und eine in Wannsee. Ein altes Schloßchen in Tirol und eine Besitzung am Starnberger-See. Er ist Direktor mehrerer Aktiengesellschaften und Besitzer eines Rennstalles, dessen Pferde immer gewinnen.

Kurz und gut, als unser guter Detlev eines Mittags aufwachte, sah er zwei Möglichkeiten vor sich: Mit Hinterlassung einiger Hunderttausend Mark Schulden — dies auf alle Fälle — sich entweder eine Kugel durch den Kopf zu schießen oder nach Amerika zu gehen und Kellner zu werden.

Was dann geschah, weiß ich von Conny. An diesem Tage brachte ihm Conny die Aufforderung, sich zu Ordnung seiner Angelegenheiten in der Tiergartenvilla des Herrn Siegfried Gottschalk einzufinden. Kurz und geschäftlich.

Die beiden gehen also hin. Finden den vornehmsten Luxus, ganz über alle Erwartung. Discret librierter Diener mit Kammerherrengepäckern, schwellende Samtläufer über Marmorstufen — alles so, wie man's mit fünfzehn Jahren gern haben möchte. (Früher: oder später vielleicht manchmal auch.) Und finden an seinem dunkelblauen Diplomatenschreibtisch Herrn Siegfried Gottschalk, der mit größter Liebesswürdigkeit ihnen entgegenkommt und Detlev Frankenstein die Hand hinstreckt. Was dieser über- sieht.

Darauf entnimmt Herr Gottschalk einem Schreibtischschack einen blauen Abenddeckel, zwischen dem einige Hundert Papiere und Papieren jeder Farbe und jeden Formats hübsch säuberlich eingeklemmt sind: alle tragen denselben klangvollen Namen.

Alle diese Papiere hat Herr Gottschalk mit viel Geld und Mühe aufgekauft — nun hat er sie alle so nett beisammen.

Und er fragt mit leiser, etwas belegter Stimme, was die Herren nun dächten? — was nun werden sollte? Und geht dabei mit unhörbaren Raubtierschritten auf dem dicken Teppich auf und ab — vom Schreibtisch nach dem Ramin — und vom Ramin nach dem Schreibtisch.

Detlev steht steif und wortlos. Conny fängt eine ziemlich stockende und ziemlich törichte Rede an — von Zeit lassen — abbezahlen — Familie — Zusammenstießen — und ähnliches mehr.

Nun will Herr Gottschalk seine Papiersammlung auf ihre Wichtigkeit prüfen. Er dreht die Lampe auf dem Raminfims an, rückt den Lederfessel zwei Schritte näher ans Feuer, bittet die Herren mit leichter Geste, Platz zu nehmen, holt seinen blauen Abenddeckel und setzt sich in seinem Lederfessel zurecht, so recht bequem, mit übereinander geschlagenen Beinen. Röst das oberste Blatt aus der Kammer und liest vor. Ein Wechsel über so und so viel — zahlbar dann und dann — an Herrn Soundso! — Sieht mit einem halben Blick auf Detlev: „Stimmt das?“ Der sagt: „Ja!“ Das erste Wort, was er überhaupt sagt.

Herr Gottschalk nicht befriedigt und legt das erledigte Papier beiseite, mit ruhiger Hand, ohne seine Haltung zu ändern, auf die knadenden, schwelenden Scheite im Ramin, das aufflackert und verkohlt.

Da springt Detlev auf und stammelt: „Was — was soll das heißen?“

Aber: Herr Gottschalk verliest mit etwas schärferer Stimme andere Namen und andere Zahlen.

„Stimmt das?“

„Ja!“

Und das Papier wandert in den Ramin, flackert auf und verkohlt.

Was soll das heißen?“ ereifert sich Frankenstein ziemlich

hiltlos, und kriegt einen roten Kopf; „was erlauben Sie sich eigentlich?“

Da sagt Gottschalk: „Ich erlaube mir, mich Ihrer ein bißchen anzunehmen — im Angedenken an unsere alte Schulfreundschaft.“

„Warum haben Sie das getan?“ knirscht Detlev, und das Blut überschwemmt seinen Kopf so, daß selbst das Weiße in den Augen rot wird.

Da sieht ihn Gottschalk eine Weile von oben bis unten an — als ob er ein Rennpferd kaufen wollte — sagt Conny — er hätte vielleicht auch sagen können: wie ein Kunstfreund einen Michelangelo — aber der andere Vergleich liegt Conny näher — sieht ihn also eine Weile an und sagt dann: „Weil ich einen anständigen Menschen aus dir machen möchte!“

Und darauf handelt unser guter Detlev wie das Leben selbst: dumm, brutal und sinnlos. Dreht sich auf dem Absatz um und läuft die Treppe hinunter. Vort sich von Conny zwanzig Mark — „weil er das runterspielen muß, weil er daran erstickt.“ Stürzt eine Flasche Sekt herunter und geht und schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Ja, wenns nun ein Märchen wäre, hätte er sich nicht zu Tode getroffen, und Gottschalk hätte an seinem Lager sitzen dürfen und ihn gesund pflegen — und hätte doch noch einen dankbaren Freund an ihm gefunden. —

Aber es ist eine wahre Geschichte. Und Detlev Frankenstein hat so tölpelhaft gut getroffen, daß ihm für kein rührendes Abschiedswort mehr Zeit blieb.

Verziehen Sie, Herrmann, daß mir die Tränen kommen, wenn ich an den armen Detlev denke — und an den ärmeren, ach, so viel ärmeren Gottschalk.

Und daß ich ihn prügeln möchte, diesen lieben, guten, dummen Detlev, so ein schönes, helles, blondes Leben so unsinnig zu zerstören — so eine wundervolle Freundschaft so zu zerbrechen . . . so eine wundervolle Liebe so zu strafen . . .

Der alte Veteran.

Eine chinesische Skizze von W. Somerset Maugham.

Er war sechsundjüngzig Jahre alt. Er war fast noch ein Knabe, als er als zweiter Matrose mit einem Segler nach China gekommen war und seit jener Zeit war er nie mehr in seine Heimat zurückgekehrt. Seit jener Zeit war so mancherlei vorgefallen. Lange Jahre hindurch war er Kommandant eines chinesischen Schiffes gewesen, das von Shanghai nach Tschang fuhr, und es war ihm jeder Zoll des großen und schrecklichen Yangtse bekannt. Er war Kapitän eines Schleppers in Hong Kong gewesen und hatte in der siegreichen Armee mitgekämpft. Er hatte sich während der Boxeraufstände eine schöne Beute erworben und war während der Revolution in Hankow gewesen, als die Rebellen die Stadt bombardierten. Er war dreimal verheiratet gewesen, das erste mal mit einer Japanerin, dann mit einer Chinesin, und endlich, als er schon stark an die Fünfzig war, mit einer Engländerin. Alle Frauen waren gestorben, doch die Japanerin blieb ihm für immer im Gedächtnis. Er pflegte gerne zu erzählen, wie sie die Blumen in seinem Hause in Shanghai arrangierte, wie sie eine Chrysantheme oder eine Kirschblüte in eine Vase steckte. Und immer wieder erinnerte er sich daran, wie bezaubernd sie eine Teeschale mit ihren beiden Händen zu halten pflegte. Er hatte eine Anzahl Kinder, aber interessierte sich nicht um sie: sie hatten sich in den verschiedenen Häfen von China niedergelassen, waren in Banen und Schiffszangeleien angestellt, und er bekam sie selten zu Gesicht. Stolz war er auf seine Tochter, die als einziges Mädchen aus letzter Ehe mit der Engländerin stammte, doch sie hatte sich sehr gut verheiratet und war nach England gegangen. Er bekam sie nie mehr zu Gesicht. Die einzige Person, zu der er eine Zuneigung fühlte, war sein Vursche, der mit ihm seit fünf- undvierzig Jahren lebte. Er war ein kleiner eingeschrumpfter Chineser, mit einem kahlen Kopfe, langfamen und feierlichen Bewegungen. Er war schon stark über die Sechzig. Sie rauchten sich beständig miteinander. Der alte „Veteran“ pflegte dem „Vurschen“ zu sagen, daß er zu nichts mehr sei und daß er ihn daher wegschicken müsse, und der „Vursche“ pflegte ihm wieder zu erwidern, daß er vom Bedienen eines verrückten fremden Teufels müde geworden sei. Doch wußten beide voneinander, daß keiner seine Worte ernst meinte. Sie waren beide, die alten Leute, gute Freunde miteinander und blieben es wahrscheinlich, bis sie der Tod trennte.

Als er die Engländerin geheiratet hatte, zog er sich von seiner Schiffserei zurück und legte seine Gelder in einem Hotel an. Aber er hatte keinen Erfolg damit. Es war ein Sommeraufenthalt, etwas abseits von Shanghai, und zu einer Zeit, bevor man noch Motorräder in China kannte. Er war ein gesellschaftlicher Mensch und brachte einen großen Teil seiner Zeit im Ausfluge zu. Er war freigebig und schenkte ebensoviel Freibier wie für Geld aus. Er hatte auch die besondere Gewohnheit, ins Bad zu spucken; die empfindlicheren Gäste nahmen daran Anstoß. Als sein letztes Weib starb, fand er bald heraus, daß sie es gewesen war, die die Sachen zusammenhielt, und kurze Zeit nachher konnte er der Schwierigkeiten nicht mehr Herr werden. All seine Mittel waren durch den Ankauf der Realität erschöpft, und jetzt stark mit Hypotheken belastet, und die Verluste stiegen von Jahr zu Jahr. Er mußte daher das Anwesen einem Japaner verkaufen, und nachdem er, achtundjüngzig Jahre alt, seine Schulden gedeckt hatte, stand er ohne Penny da, beim Herrgott noch einmal, er war doch ein Matrose! Eine der Schiffahrtsgesellschaften, die auf dem

Dinge führen, auf ihn eine Seite als kommandierender Offizier — er hatte sein Haupt auszuheben — und so führte er also auf den Berg zurück, den er so gut kannte. Nicht Jahre lang hatte er die Stelle innegehabt.

Und nun stand er auf der Brücke seines schmucken, kleinen Schiffes, das nicht einmal so breit war wie die billigen Grapen-Dampfer auf der Rhein, eine prächtige Figur, aufrecht und schlank, als ob er ein Jüngling wäre, in einer schmucken blauen Uniform, die Mütze der Seefahrts-Gesellschaft anmutig auf seinem weißen Haare, mit seinem netzunge schnittenen Spitzbarte. Siebzig Jahre alt. Ein hohes Alter. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, hielt seinen Fernstecher in der Hand, neben ihm stand der chinesische Lotse, und so starrte er den weiten, gewundenen Strom herunter. Eine ganze Flottille von Dschunken mit ihren gehobenen Augen und gehissten, viereckigen Segeln, fuhren den Strom herunter und die Ruderer sangen einen monotonen Sang, während sie mit ihren knarrenden Rüdern arbeiteten. Das gelbe Wasser spielte in der untergehenden Sonne sichtlich in bleichen, sanften Farben, und der Strom schien glatt wie Spiegeleis zu sein. Und es ging entlang an den flachen Ufern und den Hüften eines vermauerten Dorfes, in der nebligen Hitze des Tages, und Bäume und Häuser am Ufer nahmen sich gegen den bleichen Himmel geradezu wie Silhouetten aus. Er erhob seinen Kopf, sobald er den Schrei von Mägen vernahm, und er sah ihren nach, wie sie in Form eines weissen, in welches ferne Land entflatterten. In der Ferne erhob sich auf einem einsamen Hügel ein Tempel im Sonnenglanze. Und da er dies so oft schon gesehen hatte, rührte es ihn ganz sonderbar. Der sterbende Tag gab ihm zu denken, er mußte nicht, wieso, und er sann über seine große Vergangenheit und sein hohes Altern nach. Und er bedauerte nichts. „Beim h. Georg“, murmelte er vor sich hin, „schön, wunderbar, schön war mein Leben!“ Aut. Uebersetzung aus dem Englischen.)

Murmeltiere.

Von Paul Wetterli.

Es ist der Vergnügen, der Felsenwicht, das Höhlenmännchen. Scheu wie die Wesen der Märchen, ist es gleich jenen der Unterwelt verbunden. Unter riesigen Felsblöcken und Steinfischen, dem Auge der Unberufenen entzogen, hat es seine Wohnung gegraben. Unterirdische Gänge, verborgene Nischen, versteckte Kessel sind seine Behausung. Da, fern von dem Sonnenlichte, der Helle des Tages abgewandt, in die Mutterbrust der Erde gesenkt, wie Hüter vor der Schwelle unterirdischer Schatzkammern, fristen die Murmeltiere den größten Teil ihres Lebens. So ist ihr ganzes Wesen, ihre Natur, ihr Körper auf dieses Unterweltleben im Attilis der Nacht, im Reiche der Schatten, eingestellt. Was sie an Zeit über dem Erdboden verbringen, dient fast ausschließlich der Aufnahme von Nahrung. An saftigen Kräutern naschen sie, um bald wieder, gesättigt in die Tiefe zu fahren oder sich auf einer Steinplatte in der prallen Sonne zu rästel. Letzteres scheint neben zeitweisem Spiel ihre höchsten Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Wie ein Trüpplein grauer Zwerge sitzen sie auf dem blumengemühten Alpraseitenpfad, aber immer in der Nähe ihrer Baue, die sie bei der geringsten Gefahr, nachdem diese durch irgend einen Aufpaffer mittels eines Pfiffes signalisiert wurde, augenblicklich annehmen. In der Regel sind es nicht ihre eigentlichen Winterbaue, die sie dabei aufsuchen, sondern die weniger tiefen Sommerbaue. Am liebsten legen sie ihre Baue an einsamen, von steilen Felswänden umflossenen, der Sonnenseite zugewandten Plätzen an, wo sie vor dem Menschen, der auch ihnen zum gefährlichsten Gegner geworden und sie leider vielerorts durch Abschluß, vor allem aber durch das gesetzlich verbotene Ausgraben während des Winterschlafs fast ausgerottet hat, sicher sind. Da das Murmeltier sich vor seinen übrigen Feinden, wobei neben Fuchs, Marder, Mistrabe und dem Uhu der Adler der gefährlichste ist, in seinen Verstecken genügend zu schützen weiß, so münden seiner Vermehrung — es legt im Juni oder Juli vier bis fünf Junge — nur geringe Widerstände entgegen, wenn der Mensch ihm den nötigen Schutz angedeihen lassen würde. Grundsätzlich seiner Nahrung ist das Murmeltier ziemlich anspruchslos. Am liebsten hält es sich an süße Gräser, worunter ihm Schafgarbe, Kleearten, Löwenmaul und Alpenwegetrich am meisten zusagen. So sind seine Lebensbedingungen in den Alpengegenden fast durchweg erfüllt, und es wäre darum nur zu wünschen, daß dem graubepelzten Bergwichte durch Schonung und kolonienweise Ansiedlung ein größeres Verbreitungsgebiet sowie ein zahlreicheres Vorkommen gewährt würde.

Mit beginnendem Herbst ändert das Murmeltier seine Lebensweise. Es wird von Tag zu Tag fauler, schläfriger. Das Spiel in der Sonne wird häufig mit Dösen unterbrochen, bis mit Anfang Winter der lange Schlaf einsetzt, der schließlich nur noch in Intervallen von drei bis vier Wochen durch ein kürzeres Wachsein von einigen Stunden unterbrochen wird, wobei im Schlafzustande der ganze Organismus in seiner Tätigkeit wesentlich herabgesetzt ist. — Interessante Beobachtungen haben gezeigt, daß das Murmeltier unter Umständen ein recht tapferer Gegner sein kann. Doch dominiert bei ihm die Furchsamkeit.

Wo es auftritt, da bietet seine Erscheinung, sein groteskes Gebaren beim Männenmachen, beim Spiel, während des Winters und beim Schließen dem Naturfreund reichen Genuß und zaubert in die uralte Stille, in die Einsamkeit der Bergwelt mannigfachen Leben, dessen Anblick vertraute Bilder aus Märchenwelt und Zwergland ruft.

Aus unserem Karitätenkasten.

212.

Experimente am Medioapparat haben ergeben, daß die Ohren in ähnlicher Weise ermüden, wie es die Augen tun.

213.

Bienen erzeugen im Bienenkorbe eine Luftwärme von 30—40 Grad Celsius.

214.

Die längste Radfahrbahn der Erde besitzt die Stadt Los Angeles in Südkalifornien. Es ist eine Hochbahn aus Holz, auf eisernen Stützen errichtet, die sich 15 Kilometer bis Pasadena hinzieht. Sie ist drei Meter breit und hat elektrische Beleuchtung.

215.

Die westafrikanische Tanne wird oft so umfangreich, daß ein ganzer langer Eisenbahnzug zum Transport eines einzigen Stammes nicht ausreicht.

216.

In Paraguay gibt es Banknoten, die nur drei Pfennig Wert haben.

217.

Schon seit dem Jahre 1900 bis zum Weltkriege sind in Deutschland die Kosten der Lebenshaltung um 27 Prozent gestiegen.

218.

Die dickste Haut irgend eines Geschöpfes besitzt das ostindische Kängurus.

219.

Über 190 Pflanzenarten und Bäume usw. enthalten in ihrem Saft auch größere Mengen von Zucker.

220.

Vögel werden im Durchschnitt älter als Säugetiere.

221.

Bei den japanischen Hochzeitsfeiern werden die Puppen, mit denen die Braut gespielt hat, in feierlicher Zeremonie verbrannt.

222.

Die albanische Sprache gehört zu den ältesten, also den Ursprachen der Menschheit.

223.

Alle Volksstämme des Kaukasus zeichnen sich durch auffallend große Nasen aus.

224.

Ein Fliegenpaar vermehrt sich in einem Zeitraum von 5 1/2 Monaten, also noch nicht einmal einem halben Jahr, folgendermaßen:

1. Generation	2. Fliegen
2.	120
3.	7 200
4.	432 000
5.	25 920 000
6.	1 555 200 000
7.	93 312 000 000
8.	5 558 720 000 000
9.	335 923 200 000 000

Eine Fliege hinter die andere gelegt, ergäbe ein Band von 3350 Millionen Kilometern, das ist mehr als zwanzig mal die Entfernung von der Erde zur Sonne.

225.

Die Herstellung des Lumpenpapiers ist eine chinesische Erfindung, sie stammt aus dem Jahre 100 nach Chr.

226.

In England braucht man auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, fast siebenmal mehr Gas als in Deutschland.

227.

Die größte Kaffeeplantage der Welt befindet sich im Staate Sao Paulo in Brasilien. Sie ist 135 000 Hektar groß und mit über 8 Millionen Kaffeebäumen bepflanzt.

fröhliche Ecke.

Buchhalter Treumann bittet seinen Chef um Gehaltserhöhung, weil er heiraten will. „So“, sagt der Chef, „Sie rechnen also mit erhöhten Haushaltsausgaben!“ — „Das ist's nicht“, erwidert Treumann, „Ich möchte mir nur ein gewisses Taschengeld sichern, von dem meine Frau nicht weiß!“

*

„In deinem Hut ist ja gar keine Schraube, Tante!“ — „Warum soll eine Schraube darin sein?“ — „Als du gestern an uns vorbeigingst, sagte Papa: Richtig, wie die alte Schraube in dem Hut aussieht!“

*

„In Not sind Sie? Ihr Schwiegervater ist doch der reiche Herausgeber des hiesigen Wochenblattes!“ — „Ja, das ist aber auch das einzige, was er herausgibt!“

*

„Beeilen Sie sich“, sagte der Bankier zum Bittsteller. „Ich bewillige Ihnen drei Minuten Gehör. Jede Minute ist für mich hundert Mark wert.“ — „Dann will ich mich mit einer Minute begnügen“, antwortete schnell gefaßt der Bittsteller, „und ersuche um Auszahlung der restlichen zweihundert Mark.“